

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 14

Sonntag, den 2. April

1916

Der Kunzebauer.

Roman von A. Seyffert-Klinger.

(Nachdruck verboten.)

1.

Schon eine ganze Weile stand Rechtsanwalt Burow und schaute zu dem, aus rohen Ziegelsteinen aufgebauten Hause hinüber, das hart am Wege stand.

Also hier wohnte Brigitte, in einer richtigen Armelenteiwohnung. Vor mehr als fünfundzwanzig Jahren hatte man Brigitte allgemein für die Univerfalerbin des damals verstorbenen Bauern Anselm Kunze gehalten.

Burows Augen nahmen einen finsternen, fast drohenden Ausdruck an. Brigitte hätte es ja besser haben können, ihre eigene Schuld war es, daß das große Vermögen ihr verloren gegangen. Ein jeder muß die Folgen seiner Handlungen tragen.

Der Rechtsanwalt seufzte tief und schmerzlich auf. Er murmelte unverständliche Worte.

Wenn man sein von tiefen Falten durchzogenes Gesicht näher betrachtete, konnte man vermuten, daß auch er nicht immer so gehandelt, wie Pflicht und Recht es verlangten. Aus seinen düsteren Augen schienen die Flammen zu flammen, brennend, selbstvernichtend.

Gewiß, es war ein häßliches, armseliges Haus, in welchem Frau Brigitte wohnte, und wenn der Herbststurm über die weiten, freien Felder brauste, mochte es unter dem Dache unheimlich genug sein.

Und trotzdem nickte Burow vor sich hin, als beneide er die Frau.

Warum stand er hier? Was wollte er von Brigitte? War es nicht am besten, dem fahlen, armseligen Hause den Rücken zu wenden und so rasch wie möglich seinen Heimatsort wieder zu verlassen?

Ja, wenn man immer könnte, wie man gern möchte, dann hätte er dieses kleine Nest, den entlegenen Erdenwinkel überhaupt nie wiedergesehen, wo sein Vaterhaus gestanden. . . . Seinem verstorbenen Vater, dem Amtspächter Burow, hatte man keine besonderen Sympathien entgegengebracht. Philipp besaß keine Freunde hier, aber das Schuldbewußtsein hatte ihn heute aus

dem Trubel der Großstadt, aus seinem vom Reichtum unschmelzlichen Leben nach dem kleinen, unbekannten Ort geißelt.

Eine Frau kam vom Dorfe her; sie trug ein dunkelblaues Kattunkleid, das mit weißen Pünktchen gemustert war, um den Kopf nach Art der Landleute ein rotes Tuch, eine breite, grobe Schürze, um die Schultern einen billigen Umhang.

Das war Frau Brigitte Möller. Philipp Burow erkannte sie schon von weitem trotz der Veränderung, die fünfundzwanzig Jahre bewirkten.



Im Hafen von New-York internierte österreichische Handelsdampfer.

Ja, ja, sie waren beide alt geworden, Brigitte sogar in harter Arbeit; und dennoch war es ein liebes, außerordentlich sympathisches Frauengesicht, aus dem braune Augen ernst und klug blickten.

Philipp blieb stehen, sie mußte ja, um zu der schmalen Haustür zu gelangen, unmittelbar an ihm vorüber.

Aber Frau Möller nahm keine Notiz von dem Fremden, mit gesenktem Blicke wollte sie an ihm vorbeigehen.

Da machte er sich bemerkbar, indem er einen Schritt vortrat. „Guten Tag, Brigitte,“ sagte er halblaut, „Sie kennen mich, Philipp Burow, wohl nicht mehr?“

Man sah, die Frau war aufs peinlichste überrascht. Eine unnatürliche Röte ergoß sich über ihr bleiches Gesicht. Sie grüßte flüchtig. Ehe er es verhindern konnte, war sie in der Haustür verschwunden.

Er hörte sie mit den schweren Schuhen die Treppe hinaufstapfen.

Nur wenige Minuten zögerte er, dann war er mit langen Sähen ebenfalls die Holztreppe hinauf und klopfte an ihre Tür, an welcher ein Porzellschild mit ihrem Namen befestigt war.

Er betrat die Stube, trotzdem niemand „herein“ gesagt hatte. Hier innen war es schon dämmerig. Die Frau machte auch keine Anstalt, Licht anzuzünden. Sie saß auf einem Stuhle vor dem Waschtisch, den müden Kopf in die Hand gestützt.

„Was wollen Sie von mir, Herr Dr. Burow? Die Fabrikarbeiterin und der Herr Rechtsanwalt haben sich nichts zu sagen.“

„Die Fabrikarbeiterin?“ wiederholte er mit großem Erstaunen. Er war tief erschrocken, konnte es nicht fassen.

„Was bleibt denn einer armen Witwe schließlich übrig, als in die Fabrik zu gehen?“ fuhr Brigitte fort, „ich danke meinem Schöpfer, daß wir hier eine Konfervenfabrik haben, dort arbeitet sich nicht halb so schwer als auf dem Acker. Zur Feldarbeit hätten

„Nun, ich bin nicht mehr ein Kind, und ich habe mich nicht mehr in die Welt verloren.“
„Nun, ich bin nicht mehr ein Kind, und ich habe mich nicht mehr in die Welt verloren.“
„Nun, ich bin nicht mehr ein Kind, und ich habe mich nicht mehr in die Welt verloren.“

„Nun, ich bin nicht mehr ein Kind, und ich habe mich nicht mehr in die Welt verloren.“
„Nun, ich bin nicht mehr ein Kind, und ich habe mich nicht mehr in die Welt verloren.“
„Nun, ich bin nicht mehr ein Kind, und ich habe mich nicht mehr in die Welt verloren.“

Der Buroir hat an das Fenster, welches der schreibende Tag mit Abendsonnengold erleuchtete. Der Ausblick von der kleinen Stube war überraschend schön. Das Auge sah über braune Ackerflächen, dahinter breitete sich der Wald aus, jetzt einer schwarzen Mauer gleich, auf welcher goldrote Flammen verglühten.

Wie herrlich mußte die Fernsicht am Morgen sein, wenn die jungen, zartgrünen Blätter der Buchen herüberleuchteten und der Atem des Waldes durch die geöffneten Fenster strömte.

Ein leises Heimatgefühl durchpulste den Mann, welcher seit Jahrzehnten in der Hauptstadt lebte. Wie friedlich schön war es doch hier, wo er geboren und erzogen, all das Glück seiner Jugend zurückgelassen hatte!

Er trat vom Fenster zurück. Leise berührte seine Hand die Schulter der ganz in sich versunkenen Frau.

„Wie so ganz anders wäre alles geworden, Brigitte, wenn Sie mich damals erhört, mich geheiratet hätten!“

Sie hob mit einer bezeichnenden Bewegung die Hand, die mit den breitgeplätteten Bänden der Schürze spielte. „Ich konnte doch nicht, Herr Doktor, es wäre gegen mein Gefühl gegangen. Sie hätten mir Millionen bieten können, ich würde Sie doch nicht genommen haben.“

Jetzt bligte es auf in seinen dunklen Augen, eine Blutwelle jagte über sein farbloses Gesicht, ließ ihn im Dämmerchein plötzlich jung und leidenschaftlich erscheinen. Zwei Jahrzehnte schienen ausgelöscht zu sein. Und so war es auch damals gewesen, Brigitte hatte ihn stets unbeachtet mit ihren Worten gereizt, stets seinen Zorn herausgefordert. Aber nicht umsonst hatte er Jahr um Jahr in der Großstadt gearbeitet, seinen Kundenkreis beständig erweitert — er hatte sich schon wieder in der Gewalt!

Trotzdem seine Züge nun wieder fahl und schlaff wurden, war er mit seinen fünfzig Jahren noch immer der Mann, welchen eine Frau lieben konnte.

Das ergaunte, doch volle Haar umrahmte wirkungsvoll sein interessantes Gesicht, über dem dichten, gefärbten Schnurrbart bligten die dunklen Augen in fast jugendlichem Feuer, die Gestalt war aufrecht und wichtig.

Die Frauen mochten ihn gern, schwärmten sogar für ihn, bis auf diese eine hier, diese Widerspenstige, die ihn und alles, was er zu bieten hatte, einst zurückgewiesen, ruhig und mit Bestimmtheit, und als er ihr gedroht, mit stummem berebter Verachtung. Ja, er hatte ihr damals prophezeit, daß er ihr Geschick vernichten, verbrechen werde, wie man ein Streichholz knickt, wenn sie trotzig und abweisend bliebe.

Und er hatte Wort gehalten, seine Rache war furchtbar, grausam gewesen: sein Werk war es, daß Brigitte hier als Fabrikarbeiterin vegetierte, und zu den Armen des Ortes gehörte.

Warum fühlte er keine Befriedigung? Wie kam es, daß er in all den langen Jahren ein dumpfes Schuldbewußtsein niemals ganz hatte abschütteln können? Um es los zu werden und Frieden zu machen, dazu war er hier. Also machte die Vergangenheit ruhen, besser, man rechnete nur mit der Gegenwart.

In der Natur webte der Frühling, enthüllte den Menschen täglich neue entzückende Wunder.

Das Herz eines fünfzigjährigen Mannes wird dadurch natürlich nicht berührt . . . oder doch? Der Jugend will es so selbstsam scheinen, wenn einer mit ergrautem Haar noch einen Liebesbund schließt. Ach, und wie schnell sind die paar Jahre erster Jugendblüte verrauscht, wie kurz ist der Lebenssommer, der Herbst aber, ach wie lang und — wie schön. Die Illusionen dahin, dafür aber ist der Blick geklärt, der Geist gereift durch Erfahrungen. Und wer sich aus den Sorgen des Lebens ein warmes, rasch schlagendes Herz gerettet hat, den verlangt es nach Liebe, Glück und gegenseitigem Verstehen ebenso wie die jungen Menschen mit ihren Illusionen und dem Ueberchwange der Empfindungen.

„Nun, ich bin nicht mehr ein Kind, und ich habe mich nicht mehr in die Welt verloren.“
„Nun, ich bin nicht mehr ein Kind, und ich habe mich nicht mehr in die Welt verloren.“
„Nun, ich bin nicht mehr ein Kind, und ich habe mich nicht mehr in die Welt verloren.“

Die Frau nickte. „Wir waren so glücklich, wie die Armut es zuläßt. Hätte Anselm Runge in seinem Testamente mich nur mit einigen Tausenden bedacht, so wäre unser ganzes Dasein leichter und schöner gewesen. Daß er es nicht getan, daß er mich durch die Unterlassung einer testamentarischen Bestimmung in Not und Elend gestoßen, werde ich nie begreifen können, denn der alte Runge liebte mich wie sein eigenes Kind und oft genug hat er mir die Versicherung gegeben, daß ich seine Universalerbin sei. Ich kann auch den Argwohn nicht loswerden, daß ein Testament vorhanden gewesen und unterschlagen worden ist.“

Sie war beim Sprechen lebhafter geworden. „Da in der Kommode liegt mein ganzes Erbe, das Gebetbuch, in welchem mein väterlicher Freund jeden Tag bis zu seinem Tode gebetet hat. Ich hat Jakob Runge darum, und er gab es mir. Wir halten das Buch hoch in Ehren.“

Burows Blick haftete am Boden und im Dämmerlicht wollte ihr sein Gesicht unnatürlich bleich erscheinen. Doch ihre Gedanken glitten über diesen Eindruck rasch hinweg.

Mit einem kleinen Kapital in den Händen hätten wir etwas beginnen können; die Armut aber zwang uns von vornherein zu harter Arbeit; wir wurden ausgenutzt, Geld kam wenig ins Haus, trotzdem wir unermüdlich vom Morgengrauen bis in die sinkende Nacht hinein schufteten. Unsere Kräfte waren nicht stark genug, um diese ungeheuren Anstrengungen auf die Dauer unbeschadet zu ertragen.

Die verdüsterten Züge der Frau erhellen sich. „Die Kinder wurden geboren, erst der Klaus, ein paar Jahre später mein Gretchen. Die Sorge um die Kinder riß uns empor. Wir waren sogar töricht genug, für die beiden ein angenehmeres Dasein zu erträumen, als wir es führten.“ Sie schüttelte den Kopf. „Das waren Hirngespinnste . . . Und doch, welch ein großes Glück war dabei! Die

füßen Kleinen, wie viel Glück haben sie uns bereitet!“

Es entstand eine Pause. Die Frau verank in Sinnen. Buroir wagte sie nicht zu stören. Als sie weiter sprach, klang ihre Stimme spröde, ihre Hände krampften sich, wie nach einem Halt suchend, ineinander. „Dann kam Krankheit ins Haus und zerstörte alles. Das bescheidene Glück verank. Mein Mann litt jahrelang an der Lunge. Eine heftige Erkältung raffte ihn dahin. . . Meine armen Kleinen hatten keine Kindheit, unter harten Entbehrungen, darauf angewiesen, im zartesten Alter mitzuverdienen, so sind sie groß geworden.“

Daß mein Junge gesund geblieben, betrachte ich fast als ein Wunder. Was leide ich aber trotzdem! Wenn ich ihn ansehe, blutet mirs Herz. Klaus arbeitet als Knecht bei einem reichen Detonomen; Gretchen hatte sich in der Mühle vermietet, da mußte sie so schwer heran, daß sie zuletzt zusammengebrochen ist. Wie junge Mädchen so sind, sie hat sich geschämt, mir zu klagen, daß die Arbeit ihr zu viel wurde. Bewußtlos hat man mir das arme Kind ins Haus getragen. Da war es schon zu spät und keine Rettung mehr möglich.“

Ein zitternder, schmerzlicher Seufzer stieg aus der Brust der Frau empor. Schluchzend fuhr sie fort:

„Monatelang dauerte der Todeskampf, ehe das junge Blut dem tödlichen Feinde, der zerstörenden Krankheit erlag.“

Buroir sprang auf. Er konnte das nicht länger mit anhören. War es nicht, als sähe vor ihm ein unerbittlicher Richter, welcher ihn zu ewiger Pein verurteilt? Durch einen tiefen Atemzug wollte er sich von der Qual, die seine Brust zusammenschürte, befreien, doch nur ein Nechzen entwand sich derselben, ein dumpfes Stöhnen, er konnte es nicht hindern.



Der Hafen mit dem Hafenviertel von Lissabon.

... und er warnte er in dem engen Raum, als den Valentin mit, weil sein Blick auszugehen drohte, griff wie ein Verzweifelter mit beiden Händen nach dem Licht — nicht in Ehren ergraute Haar.

Wäre er doch nie wieder hierhergekommen! Was bedeuteten die Vorwürfe, welche sein Gewissen ihm bisher gemacht, gegen die heiße Reue, welche er von nun an zu ertragen haben würde?

Zu allem, was ohnehin auf ihn einwirkte, würde sich nun noch das Bild der um all ihr Lebensglück betrogenen Frau gesellen, ihn früh und spät verfolgen.

Ein scheuer Blick streifte sie. Ihre Haltung war nicht gebrochen, im Gegenteil, es lag Kampfbereitschaft darin, gewissermaßen ein Warten auf neue Schicksalschläge, die sie bereit finden sollten.

Ein rascher Entschluß reifte in Burow. Er zog seine Brieftasche hervor, nahm wahllos und ungezählt ein Bündel Scheine heraus und legte sie vor Brigitte auf den Tisch.

„Nehmen Sie, Liebe, ich entbehre das Geld nicht und gebe es Ihnen gern. Ich kann und will Ihre Leiden lindern. Ihr armen Menschen sollt nicht mehr so schwer arbeiten, ich will euer Los leichter, erträglicher gestalten, Ihnen, Brigitte, eine Rente aussetzen bis an Ihr Lebensende. Ich habe Sie nie vergessen können, und es ist mir eine Freude, eine glückliche Befriedigung, für Ihr Alter sorgen zu dürfen.“

Brigitte sah gleichgültig auf das Geld, es mochten Tausende sein, sie nahm die Banknoten und steckte sie wie wertloses Papier in Burows Rocktasche. „Behalten Sie Ihr Geld, Herr Doktor, mir kann es nicht mehr nützen. Damals, nach dem Tode des alten Kunze, als ich aus dem Wohlleben herausgeschleudert, nicht wußte, wo ich die nächsten Tage zubringen sollte, und auf die Warmherzigkeit unseres Pfarrers angewiesen war, und ein Jahr später, als ich heiratete, da hätten ein paar tausend Mark ein unerhörtes Glück für mich bedeutet. Aber eher hätte ich wohl Steine rühren können als eure Herzen. Sie und Jakob Kunze, der Erbe, waren meine Feinde, und je trauriger es mir ging, umso größer war Ihre Schadenfreude.“

„Verzeihen Sie mir, Brigitte, vergeben Sie! Ich sehe ein, wie verblendet und verrückt ich war. Die Eifersucht, der Groll, von Ihnen zurückgewiesen zu sein, hatten mich toll, rein wahnsinnig gemacht. Ich bin ja doch kein schlechter Mensch.“

Die Frau strich mit der Hand über die Stelle, wo die Banknoten gelegen hatten. „Sie haben mir, als ich Sie zurückwies, gedroht, mein Leben zu vernichten, und sich nicht gescheut, der Drohung die Tat folgen zu lassen. Wie groß Ihr Unrecht war, darüber hat ein Höherer zu entscheiden.“

„Aber ich will doch gutmachen, soweit ich es vermag; erlauben Sie es mir doch, Brigitte, geben Sie zu, daß ich sühne, was ich gefehlt. Ich entbehre das Geld nicht, bin im Gegenteil froh, wenn ich einmal Gutes damit stiften kann. Ich gehöre zu den Existenz, die zeitweise über ein großes Vermögen verfügen und dann wieder nichts besitzen. Wir wissen alle beide nicht mit Geld umzugehen, weder meine Frau, noch ich.“

Mit einer strengen Bewegung wehrte die Frau ab. „Mein verlorenes Jugendglück können Sie mir nicht zurückschaffen, Herr Doktor, meine Tochter nicht erwecken. . . Was ich brauche, das verdiene ich schon. Ich wüßte nicht einmal, was ich mit Ihrem Gelde oder mit meiner Zeit anfangen sollte, wenn ich es nicht mehr nötig hätte, zu arbeiten.“

„Aber, Brigitte, es kann Ihrem Sohn zugute kommen!“ Wieder schüttelte sie herb verneinend den Kopf. „Zu spät, Herr Rechtsanwalt — Ihre Hilfe kommt viel zu spät. Wer in kümmerlichen Verhältnissen groß geworden ist, und bekommt plötzlich einen großen Bagen in die Hände, wird leicht aus dem Gleichgewicht, verschwenderisch und träge. Ein kleines Bild kann keinen großen Rahmen brauchen. So ist's auch mit den Menschen. Wer an die Enge gewöhnt ist, findet sich in Weiten

schwer zurecht. Mein Junge ist tüchtig und arbeitssam, er braucht kein Almosen.“

Nach während die Frau sprach, wurde die Tür geöffnet, und ein stattlicher Bursche in blauer Arbeitsbluse mit einem freuherzigen, hübschen Gesicht trat über die Schwelle.

Er hatte das Kraushaar und die braunen Augen seiner Mutter. Sein Wesen war derb, doch von einer ursprünglichen Güte und Zärtlichkeit durchweht.

Die letzten Worte mußte er noch gehört haben. Erstaunt musterte er den Fremden, nachdem er ihn bescheiden begrüßt hatte.

„Wie kommst du auf eine solche Bemerkung, daß ich keine Almosen gebrauche, liebe Mutter? Ich habe doch in meinem ganzen Leben noch keinen Menschen angebettelt.“

„Das hat auch noch keiner behauptet, mein Junge,“ sagte die Mutter, „aber der Herr dort,“ sie stotzte, fuhr dann aber rasch nach kurzem Zögern fort: „Warum soll ich's nicht sagen — hat mir früher einmal großes Unrecht zugefügt. Das wollte er nun mit Geld wieder gutmachen. Ich will aber sein Geld nicht, weder für mein Kind, noch für mich.“

Klaus Möller blickte von einem zum anderen. „Und das habt ihr im Dunkeln ausgemacht?“

Er hatte schon ein Streichholz angezündet und die Glode von der Lampe genommen, welche auf der Kommode stand.

Als es hell war, fixierte er den Fremden misstrauisch. Das fahle, düstere Gesicht desselben weckte keine Sympathie in ihm, die dunklen, flackernden Augen erregten sogar sein Entsetzen.

„Meine Mutter hat recht daran getan, Ihr Geld zurückzuweisen,“ sagte er kurz angebunden, „wir brauchen es nicht. Gott befohlen, Herr!“

Er öffnete weit die Tür, und Burow nahm seinen Hut und folgte, Brigitte flüchtig zunickend, der Aufforderung.

So erbärmlich war er sich in seinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen, wie in dieser Stunde. Es war, als solle er erstickt vor heimlicher Wut und Qual.

Jetzt war es auch drin: fast dunkel, und doch flug der Rechtsanwalt den Weg

zum Walde ein. Dort kannte er jedes Gebüsch, die schmalsten Richtwege, jede Schneise. Unter den alten Bäumen wollte er versuchen, wieder ins Gleichgewicht zu kommen.

2.

Klaus schloß hinter dem Rechtsanwalt die Tür und setzte die Lampe auf den Tisch.

Fragend sah er seine Mutter an. Aus seinen treuherzigen Augen blickte ihr angstvolle Unruhe entgegen. „Hast du irgendwelche Beziehungen zu dem fremden Menschen, Mutter? Bist du — ihm verpflichtet?“

Lächelnd schüttelte Brigitte den Kopf. „Rechtsanwalt Burow hat mir früher einmal schweres Unrecht zugefügt, das wollte er gutmachen. Er bot mir Geld, damit ich nicht mehr nötig habe, zu arbeiten. Einen sorgenfreien Lebensabend wollte er mir schaffen.“

„Und du — nicht wahr, du hast sein Geld zurückgewiesen?“

„Ja, mein Junge — selbstverständlich!“ Ein Laut, halb Schluchzen, halb Jubel löste sich von den Lippen des stattlichen Burschen. Er umarmte seine Mutter und küßte sie. „O, liebe Mutter, wie danke ich dir, wie froh bin ich. . . Als ich den Menschen sah, kamen mir allerhand dumme Gedanken, sei mir nicht böse drum, ich sehe ein, wie unrecht es von mir war.“

Brigitte ging ab und zu, brachte Speck und Brot auf den Tisch und eine Kanne mit dampfendem Kaffee. Zur Nacht war es empfindlich kühl geworden, da konnte man etwas Speis gut vertragen.



Portugiesische Infanteristen in einer Straße von Lissabon.

„Kommt und laßt mich mit dem Mädel am Fenster und laßt mich mit dem Mädel am Fenster und laßt mich mit dem Mädel am Fenster.“

„Das schon. Aber vor dem Abendbrot habe ich noch eine Bitte. Erzähle mir, warum du früher als Mädchen vom Kunsthof weg mußt. Schon in der Schule bekam ich darüber höhnische Reden zu hören, sobald ich mit einem Jungen böse war. Jetzt nehmen die Burschen sich ja in acht, weil sie meine Fäuste fürchten, aber heimlich tuscheln sie doch über uns, das merke ich oft genug. Dabei will keiner mit der Sprache heraus. Und du bist auch so verschwiegen. Man weiß wirklich nicht, ob die Zwischenträger recht haben, oder ob ich den Kopf heben darf.“

Brigitte lachte. Es klang herzlich und natürlich. „Trage du deinen Kopf nur genau so hoch, wie es einem Menschen von gutem Herkommen zusteht. In der Vergangenheit deiner Mutter ist nichts, was dieses Licht scheut, mein Junge. Du hast alle Ursache, stolz auf deine Eltern zu sein. Und wenn ich über gewisse Vorgänge nie gesprochen habe, so geschah es hauptsächlich darum, um eure jungen Herzen nicht in Zwiespalt zu bringen, in ihnen nicht das Verlangen nach Reichtum, nach einem besseren Los zu wecken.“

„Das leuchtet mir ein, Mutter, aber jetzt hast du keinen Grund mehr zum Schweigen. Ich bin Soldat gewesen, und aus der Garnison als ein fertiger Mensch heimgekehrt. Ich schäme mich meiner Armut so wenig, als sie mich bedrückt. Aber trotzdem halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß aus dem niedrigen Knechte noch mal ein Herr wird. Ich verleihe Haus und Hof zu leiten wie nur einer, und Vorhandenes zusammenzuhalten, durch Sparsamkeit den Besitz zu mehren, das traue ich mir schon zu.“

„Daß solche Gedanken nicht zu Wünschen werden, mein Junge,“ riet die Frau bekümmert, „ein Bauer nimmt keinen Knecht zum Schwiegersohn. Eher würde man dich durch Schikane ins Unglück hegen, als daß man dir die Ehe heirat in einen Hof erlaube.“

Klaus hatte sich mit scharfem Schnitt ein großes Stück Speck abgetrennt. Nun hieb er tapfer ein mit den weißen, tabellosen Zähnen. „Oho! Wenn ein junger gesunder Bursch so denken wollte, wär' er nicht wert, des Königs Rock getragen zu haben. Mir steht die ganze Welt offen, Mutter, und kein Glück ist so hoch, daß ich es nicht erfassen und festhalten könnte. Sollst deine alten Tage noch mal in einen großen Dönerhof verleben, bist du damit zufrieden?“

„Junge, Junge, was sind das für Reden! Ein Pferd, das einen zu großen Sprung wagt, bricht den Hals! Bleib' bescheiden und fülle den Platz, welchen dir unser Herrgott angewiesen, nach besten Kräften aus. Das ist der Rat deiner alten Mutter.“

„Kann mir nicht imponieren, Altchen, aber nun gib mir noch etwas Kaffee, und dann erzähle. Kannst dir wohl denken, daß ich gespannt bin, auf deine Geschichte.“

„Sie ist ebenso einfach wie tragisch und folgenswer,“ entgegnete die Frau. Sie hatte nur wenig gegessen, der Appetit war ihr vergangen. Und doch war sie froh, daß die Stunde gekommen, wo sie alles vom Herzen heruntersprechen sollte, alles was sie jahrzehntelang in sich verschlossen hatte.

Sie trug Brot und Speck wieder in die Küche, wuschte den Tisch ab und setzte sich auf ihren Platz. (Fortsetzung folgt.)

Nach der Schlacht.

Nun muß die Liebe suchen gehn
Uebers rote, blutige Feld,
Ob irgendwo noch ungesehn
Ein braver, toter Held! . . .

Nun muß die Liebe trösten gehn
Ins stille, deutsche Haus,
Wo's um ein ganzes Glück geschehn,
Wo's Licht gelöscht aus! . . .

Toni Schreiber.

Der vlämische Tony.

Von Tony Kellen.

(Nachdruck verboten.)

„Abvolat Ernst Staas“ und andere vlämische Novellen und Skizzen führen auf dem Titel einfach den Namen Tony als Verfasser. Dieser Name ist in Belgien und Holland so bekannt und so beliebt, daß jedermann weiß, wer sich darunter verbirgt: der vlämische Rechtsanwalt Tony Bergmann, der schon in seiner Studentenzeit einfach der Tony genannt wurde und seither den Namen beibehalten hat. Er war lange Zeit der gefeiertste Erzähler vlämischer Bunge, und seine Geschichten werden noch heute gern gelesen. In Deutschland ist er früher wenig beachtet worden, und erst jetzt fängt er an, durch eine neue Uebersetzung seines Hauptwerkes auch in den Ländern hochdeutscher Bunge bekannt zu werden.

Tony oder Antoon Bergmann*) wurde am 29. Juli 1835 in dem malerischen alten Städtchen Vier, das unweit Antwerpen am Zusammenfluß der beiden Netthen liegt, geboren. Er war deutscher Abstammung. Sein Großvater, Georg

Bergmann, stammte aus Westerborg im Herzogtum Nassau. Als junger holländischer Offizier geriet er 1794 bei der Uebergabe von Bergen-op-Zoom mit dem holländischen Heer in französische Gefangenschaft, und da er sich weigerte, in französische Dienste zu treten, wurde er in Vier interniert. Hier heiratete er die Tochter einer alteingesessenen Familie des Landes und brachte es zu einer angesehenen Stellung bei der Stadtverwaltung. In schweren und verwirren Zeiten bewährte er sich aufs beste, aber nach der belgischen Revolution von 1830 kehrte er seinem Eide getreu nach Holland zurück, wo er 1839 starb.

Im Jahre 1814 hatte er, als der Willoische Stab in Vier Quartier bezog, unter anderem den Prinzen Wilhelm von Preußen, den späteren Kaiser Wilhelm I., und den Herzog Karl August von Weimar bei ihrem Einzuge in die Stadt feierlich begrüßt. Sein ältester Sohn hatte die Universität Brüssel besucht und war als Freiwilliger bei den Pommerischen Jägern eingetreten.

Bergmann war ein ausgezeichnet, charaktervoller Mann von vielseitiger Bildung. Den sieben Kindern, die ihm geblieben waren, gab er selbst Unterricht, und er ließ auch Jan Frans Willems, den Spielfameraden seiner Kinder, daran teilnehmen. Willems war es, der später die vlämische Bewegung begründete.

Die gut oranische Gesinnung blieb in der Bergmannschen Familie lebendig. Noch 1893 schrieb der hochbetagte Vater Antoon, Georg Bergmann, der Abvolat und Bürgermeister in Vier war, am Schlusse seiner interessanten Jugenderinnerungen, er bedauere sehr, daß das schöne Königreich der Niederlande zerstört worden sei, um dem schwachen Königreich Belgien Platz zu machen: „Ich lege Wert darauf, zu erklären, daß, je älter ich geworden bin, umso mehr sich in mir die Ueberzeugung gefestigt hat, daß meine Landsleute von 1830 eine unverzeihliche Dummheit begangen haben, als sie das Königreich der Niederlande vernichteten.“

So ist dem kleinen Tony schon in seinem Elternhause das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum niederländischen Stamme eingefloßt worden.

Nachdem er die unteren Klassen der Lateinschule seiner Vaterstadt besucht hatte, kam er 1849 auf das kurz vorher begründete Athenäum zu Gent, ein nach dem Muster der französischen Lyceen eingerichtetes städtisches Gymnasium. Hier war Fran-

*) Ueber Bergmann unterrichten die Einleitungen Prof. Heremans' zu „Ernst Staas“ und den „Verspreide Schetsen en Novellen“. Nachrufe im *Niederländische Spectator* und in der *Revue de Belgique*, ein Aufsatz von Paul Frédéricq im „*Centenar Studenten-Almanak voor 1880*“ und die Erinnerungen von Georg Bergmann im *Niederländisch Museum* (1892 und 1893), ferner die Einleitung bzw. das Nachwort zu den deutschen Ausgaben des „Ernst Staas“ von Heinrich Pottmeyer und Anton Rippenberg.



Ansicht der neuen St. Heinrichs-Kirche in Warschau.

Die Schüler des Internats trugen übrigens auch die Tracht der französischen Lyceisten.

Die Führer der vlämischen Bewegung suchten sich besonders der gebildeten Jugend zu verschern. In der Zeit, wo Tonn das Athenäum in Gent besuchte, wirkte dort als Lehrer der vlämischen Sprache und Literatur Prof. Dr. J. F. J. Heremans, der seine Liebe und Begeisterung für die vlämische Sache auf seine Schüler zu übertragen wußte. Er war es auch, der einen starken Einfluß auf Bergmann ausübte. Unter seiner Leitung entstand 1852 am Athenäum eine Taalminnend Studentengenootschap (Sprachliebende Studentengenossenschaft), die sich unter dem Wahlspruch: „'t zal wel gaan“ (Es soll wohl gehen) die Pflege der vlämischen Sprache, Uebersetzungen und Rechte zur Aufgabe setzte. Bergmann, der schon damals eine ungewöhnliche Begabung verriet, war eines der eifrigsten Mitglieder dieses Vereins. Auch der junge Julius Buhlstele, der später der Führer der liberalen vlämischen Partei werden sollte, befand sich darunter. Man versammelte sich in einer kleinen Wirtschaft am Vogelmarkt, trank Bier, rauchte aus großen Pfeifen und schwärmte von den großen Volkshelden der Vergangenheit, von Breydel, de Ronin, Artevelde und den Clauwaerts und machte Pläne für die Zukunft.

Tonys Lust am Fabulieren und seine lebendige Darstellungskunst wurden schon damals von seinen Lehrern und Freunden bewundert.

Seit 1853 besuchte Bergmann die Universität in Gent. Er widmete sich dem Rechtsstudium, betrieb daneben aber auch eifrig Philosophie und Literatur. Die meisten Mitglieder der „Taalminnend Studentengenootschap“ hatten mit ihm die Universität bezogen, und sie sandten 1854 das „Jaerboeksten voor 1854“ mit Beiträgen von Tony, Julius Buhlstele u. a. unter dem Motto: „Na dit en better“ (Nach diesem ein besseres) in die Welt hinaus. Aus dieser Vereinigung wurde die heute noch blühende und kämpfende Vereinigung „'t zal wel gaan“, und aus dem Jahrbüchlein wurde der Gentse Studenten Almanach, der seitdem fast ununterbrochen erschienen ist. An beiden hat Bergmann bis zu seinem Tode den lebhaftesten Anteil genommen.

Die Genter Studenten traten sehr eifrig für die vlämische Vereinigung ein. Mehr als hundert von ihnen aus allen Fakultäten, darunter Bergmann, richteten eine Eingabe an den Minister des Innern, in der sie um Errichtung eines Lehrstuhls für niederländische Sprache und Literatur in Gent baten. Dieser Schritt hatte Erfolg. Serrure und Heremans wurden zu Professoren des Vlämischen ernannt. Unter dem Jubel der Studenten erklangen zum erstenmal wieder seit langen Jahren die Laute der Muttersprache in den Antrittsvorlesungen der beiden Professoren.

Nun wuchs auch „'t zal wel gaan“ an Zahl und Einfluß. Jeden Samstag versammelte man sich. Die Art dieser Sitzungen und die Gegenstände innerhalb des Vereins hat Tony in seinem „Ernst Staas“ humorvoll geschildert und die hauptsächlichsten Mitglieder darin abkonterfeit. Ich gebe hier das ganze Kapitel nach der Uebersetzung von Heinrich Pottmeyer wieder:

Aus dem Studentenleben.

Ich sollte also Advokat werden.
Mijnheer Van Bommel spornete mich dar an; Tante ga ihre Zustimmung; Bertha vertraute mir crödet an, daß sie stolz sein würde, am Arme eines Doktors der Rechte hängen zu sehen. Was brauchte es noch, um meine Zukunft invidiuslich zu bestimmen!
Um einen Anfang damit zu machen, eien wir in der vlämischen Universitätsstadt bei einem Genter Philister ein Zimmerchen, dessen Preis gerade nicht zu hoch war.

Die Einrichtung war nicht schlecht, die Ausstattung nicht leicht auszuwählen; sie bestanden aus einem zarten, weißem Feldbett ohne Vorhänge und einer Kommode mit zerbrochener Marmorplatte. Die Tapeten hatten verschiedene Spuren der Stürme aufzuweisen, die unter den Studenten, meinen Vorgängern, in dieser Behausung gewütet hatten, und jedesmal, wenn man die Tür öffnete, drang von unten aus dem Krämerladen ein gemischter Duft von Hering und Käse, Stodfisch und Zitronen, Zimmel und getrockneten Äpfeln herauf, an den man sich erst allmählich gewöhnen konnte.

Doch der Hausherr war ein so runder, fröhlicher und lachender Baas mit Doppellinn und kurzen Armen, die Hospita hatte ein so liebes und freundliches Gesichtchen und sprach mit so viel Ehrfurcht und Sorgfalt von den „Herren Studenten“, daß man mein neues Heim im großen ganzen einen angenehmen Aufenthaltsort für einen jungen akademischen Bürger nennen konnte.

Noch war ich keine Stunde eingezogen und ich war bereits, als gut erzogenes Kind den hausmütterlichen Ratschlägen von Tante folgend, damit beschäftigt, meine Wäsche ordentlich in den Laden der Kommode unterzubringen: rechts die Hemden, in der Mitte die Kragen und Strümpfe, und an der andern Seite die Sacktücher und Strümpfe (aus dem besten Diebstrich), als ein gewaltiger Schlag die Zimmertür beinahe aus den Angeln warf.

„Ernst!“ riefen drei Stimmen, „Ernst Staas, teurer Freund, unvergeßliches altes Haus — in unsere Arme!“ und sechs Arme umschlangen Ernst und tanzten mit dem verwunderten und verblüfften Neuling in dem Zimmer umher.

Es sind drei Stubioli, die ich auf der Lateinschule als Vorbilder von Bescheidenheit und Eingezogenheit gekannt habe, die jedoch bereits durch das Universitätsleben verändert und umgewandelt, verbessert und ausgebildet, unter lauten Rufen und mit schweren Stößen in meine Behausung dringen.

Es fällt mir nicht leicht, sie wiederzuerkennen.

Früher, in den alten Zeiten, war es eine feste Regel, daß 1 Jahr, 6 Mo-

nate, 6 Wochen, 6 Tage, 6 Stunden, 6 Minuten und 6 Sekunden verfließen mußten, um aus einem nüchternen und schüchternen Kollege einen flotten Bruder Studio entleimen zu lassen. Der Sessunge des neunzehnten Jahrhundertis wirft schneller das Novizenkleid ab; einige Wochen genügen, um ihn in einen vollkommenen Studenten umzuwandeln.

Die Genossen, die ich vor den Ferien als wahre Milchälber verlassen hatte, blöde und unbeholfen, steif und links in ihren zu langen Jacken und zu kurzen Hosen, mit knopfloosen Westen und mit ungebundenen Schuhen, mit der unscheinbaren Mühe auf dem glattgeschorenen Kopfe standen vor mir, mit modischen Röcken und enganschließenden Hosen, tüchtigen Schnäuzern, langwallenden Haaren und weit ausgeklämmten Wadenbärten.

Sie beschauten mich von Kopf zu Füßen, drehten mich drei- bis viermal im Kreise herum und inspizierten mich von oben bis unten.

„Er ist der unsrige,“ erklärt befriedigt der kleinste der drei, der sein rundes Hütchen auf einem Ohr trägt und mit einem himmelblauen Halstuch nebst goldener Busennadel viel Aufsehen in der Welt zu machen gedenkt.

„Einverleibt!“ bestätigt der zweite, während er die Hand auf mein schönstes Zigarrentischchen legt — ein Geschenk von Mijnheer Van Bommel, für außergewöhnliche Gelegenheiten beiseite gesetzt — und sich, ohne um Erlaubnis zu fragen, eine meiner feinen Panatelas ansteckt.

„Wenn er würdig befunden wird, um mit uns zu streiten und zu kämpfen!“ spricht würdevoll der dritte aus, der mit aus-



Zur Einweihung der neuen katholischen Kirche in Warschau.
Exzellenz von B. feler mit seinem Stab bei der Einweihungsfeier vor dem Hauptportal der Kirche.

gespreizten Beinen und die Arme auf die Knie gestützt, auf der Marmortafel der Kommode Platz genommen hat, und mich von oben her mit einem Opernglas inquisitorisch mustert.

Die Luft, böse zu werden und meine Person sowie mein Zimmer „anguibus et rostro“ zu verteidigen, wandelt mich gewaltig an — „wäre ich noch einmal Kollegekäufer!“ — aber pfui, ich bin Student, und finde es ratsamer zu lachen.

„Gesehen und bestätigt,“ entscheidet endlich der Mann von der Kommode, ein blonder Blame mit langen Haaren, gekräuselt „à la jeune Allomagne,“ einer, der darauf veressen ist, die deutschen Studenten nachzuäffen, sich Ulrich und Ludolf nennen läßt, eine bunte Weste und farbige Mütze trägt und am liebsten die lange Pfeife und die germanischen Schläger einführt, wenn ihm nur ein wenig Ernstung entgegengebracht würde.

„Vorwärts,“ befiehlt er, indem er von seinem Sitz springt, und bevor ich die Zeit habe, eine Bewegung zu machen, poltern wir die schmale Treppe hinunter und landen in dem Stodfischladen an.

„Die Rose gibt nicht süßeren Duft,“ deklamiert der Zigarrenprüfer, indem er einen Hering von dem Ladentische greift.

„Nicht frischer ist die Morgenluft“ reimt der Student mit der blauen Krawatte, der Dichter der Schar.

„Als du, o Amarrhiss!“ beschließt Ulrich, indem er meiner schmutzen Wirtin, die in einer schneeweißen Schürze und ebensolcher Haube im Laden steht und für vier Cent Käse in ein graues Papier wickelt, ein artiges Rühändchen zuwirft.

„Mijnheer,“ kam mein kleiner dider Hauswirt uns pustend und atemlos auf der Straße nachgelaufen, „Mijnheer, Sie vergessen Ihren Hausschlüssel!“

Ich drehte mich um und empfing stolz und würdevoll aus seinen Händen den Hausschlüssel — das beredete Sinnbild des freien Studenten. Meine drei Genossen starrten mich an und entblößten ihren Schädel: Ich war zum Ritter geschlagen!

„Er hat den Schlüssel, wir werden einen Richtigen aus ihm machen,“ erklärten meine Kameraden, von denen zwei mich beim Arm faßten, während Ulrich mit seinem schweren Rohrstock auf der Schulter den Zug schloß.

„Wo wollt ihr mit mir hin?“ frage ich endlich, obwohl ich herzlich bereit war, den drei fröhlichen Burschen zu folgen und wäre es bis ans Ende der Welt.

„Du wirst es erfahren auf Zeit und Stund,“ scherzte der Mann vom Nachtrab.

„Du gehst, wo Becher kreisen rund,“ tröstet der Poet zur Rechten.

„Und, inzwischen, schließt den Mund!“

gebietet der große zur Linken, der weniger Reimkunst, aber mehr Kraft besitzt und mich durch flüchtiges Bieken zwingt, Schritt zu halten.

So schreiten wir durch zwei Straßen in einen dunklen Gang hinein, und ich trete halb gutwillig, halb gezwungen in das niedrige Hinterzimmer einer vlämischen Wirtschaft.

Eine dicke Rauchwolke schwebt über dem Ganzen. Ich unterscheide nichts als einen langen, schmalen Tisch, auf diesem Tische ungezählte Gläser und in der Mitte einen weißen Topf, aus welchem dichter Qualm emporsteigt.

Allmählich gewöhnen sich meine Augen an den Tabakrauch.

Rund um den Tisch beginnen sich auf dem grauen Nebel einige Figuren abzuzeichnen: fröhliche und spottlustige Gestalten vielversprechender Juristen, sorglose und vergnügte Gesichter zukünftiger Doktoren, blühende und glänzende Visagen dider Studenten — nein, das nicht — Studierenden für das Notariat, die sich nichts zu Herzen nehmen, da sie sicher sind, mit der geringsten Mühe die besten Stellungen zu erlangen.

Hier das düstere und traurige Mitleid eines angebenden Philosophen, der das Leben mit Abneigung und die Welt mit Mitleid betrachtet und einer Gesellschaft voll Elend und Verirrung ewigen Laß geschworen hat. An der anderen Seite das wirre und verwilderte Haupt eines Trauerpietäists, der binnen kurzem Vater einer Tragödie in fünf Akten und sieben Szenen zu werden gedenkt, und als Gegenjah der fein gelämmte, wohl pomadisierte, pechschwarze Kraustopf eines jugendlichen Minnesängers, der die murmelnden Quellen und emsigen Bächlein poetisiert, Mond und Sterne in Verse setzt, reimt und dichtet „de omni re scribili et quibusdam aliis.“ An jener Seite ruht auf zwei Ellbogen eine Art Buchwurm von dem Genus Archivschneffeler, der schon in seinem zwanzigsten Lebensjahre einen Modergeruch verbreitet von bestaubten Papieren und verschimmelten Pergamenten, und ihm zur Seite ruft und schreit Freund Ulrich in Person, stets bereit, eine Frage zu stellen, die Redner zu unterbrechen, einen Scherz über die ernsthaftesten Sachen zu machen, Del ins Feuer zu gießen und die wärmsten Diskussionen mit Brandstoss zu versorgen.

Er sitzt an der linken Ecke und repräsentiert die „Bergpartei“ der Versammlung.

„Herr Präsident,“ sagt er, als wir Platz nehmen, „ich habe die Ehre, ein neues Mitglied vorstelle: Herr Ernst Staats, Studiosus.“

Den Vorsitz, welcher alle Monate wechselt — Studenten bilden keine Autorität — führt an dem Tage ein kurzer, breitschultriger junger Mann, mit bidem Kopf, mustuldem Hals und roter Gesichtsfarbe, dessen graue Augen einen gewissen kalten und zugleich traurigen Ausdruck haben und dessen rotblonder Schnurbart eine dicke Lippe beschattet, die stets zu einem gewissen Ausdruck von Mißmut und Geringschätzung aufgeworfen ist.

Er richtet sich empor und heißt mich in einer so tiefen Bassstimme willkommen, daß ich ihn verwundert anschau, denn so volltönende Laute hätte ich aus einem so kleinen Instrument nicht zu hören erwartet.

„Freund und Bruder Staats,“ sagt er mit Ernst, „im Namen des teuren vlämischen Vaterlandes, im Na-

men aller, die du hier vereint siehst zur Verteidigung unserer mißachteten Rechte, brüde ich dir die Bruderhand.“ — Er gab mir in der Tat einen Druck, den ich noch lange fühlte. — „Komm zu uns, stelle dich unter die vlämische Fahne, kämpfe in unsern Reihen, geselle dich zu den Söhnen von Bredel, De Ronind und Artevelde, und Flandern wird sich einst erheben aus Elend und Unterdrückung!“

Der treuerherzige Ton der Stimme sowie die Kraft und der Nachdruck, mit denen er diese Worte sprach, bewiesen, daß die Sache bei ihm kein eitler Zeitvertreib, keine flüchtige Anwandlung war, sondern tiefe, unerschütterliche Ueberzeugung, die durch die Jahre nicht geschwächt oder abgelenkt, sondern fortwährend verstärkt und befestigt wird.

„Hurra! Bravo!“ klang es von allen Seiten, als der Sprecher sich niederlegte. Die Unterdrückung Flanderns und Artevelde sind zwei Saiten, die man nicht berühren kann, ohne die Begeisterung der Flaminganten hell erklingen zu lassen.

Jetzt erst begriff ich, was mit mir geschah. Ich war aufgenommen, „eingerleibt“, wie mein Zigarrenraucher sagte, in eine jener halbliterarischen, halbpolitischen, aber stets frohsinnigen Vereinigungen, die sich damals an den Hochschulen bildeten. (Schluß folgt.)

Spruch.

Des Todes Pflugchar wirft den Rasen auf,
Sie zieht die Furchen, und man legt tie Saat
In Gottes Ader, wann vollendet uns'r Lauf:
Dort reifen wir zur Ewigkeit sein m R.



Serbische Musiker spielen unseren Geldgrauen einige Lieder vor.

Die Frau schraubte am Docht der baumelnden Hängelampe. Das Licht war so matt, so zuckend ungleich. Oder schien es ihr nur so.

Draußen stöhnte der Oststurm. Lärmend riß er an den Ketten und den knotigen Tauen.

Er zog und zerrte. Und die schäumende Flußflut drängte und bröhlte mit grauem Gesicht gegen die wehrenden Schiffspanten, daß sie ächzten und frachten.

Der Frau war nicht bang. Sie wuchs als eines Schiffers Kind auf und war auf Schiffsbrettern Braut geworden und Gattin und Mutter.

Der Wogensturm war ihr Wiegenlied und ihr Brautgesang gewesen. Er war ein vertrauter, wenn auch ungestümer Nachbar. Ein anderer Sturm machte ihr Herz erbeben, — das Trennungsleid, das aufziehende.

Ging sein fahles Vorbild nicht schon durch das Hartglas der Hochfensterlein?

Morgen, wenn die weißschleppenden Nebel noch um den fantigen Schifferumpf drängten, würde der Schiffer, ihr Mann, fortgehen.

Weit fort führte ihn die Straße.

Und sein Schiff zog dann allein unter seines Weibes und

des alten Knechtes Leitung die Wellenwege zwi-

schen Rotter-

dam und Mann-

heim flus auf und flus ab.

Freilich, der alte verstand mit starker Hand die Segel zu ras-

sen, das Rad des Steuers zu fassen, das An-

ker zu heben.

Zeitweilig würde es, wenn es gerade sein mußte, ohne den Schiffs-

herrn gehen.

Und die Weite des trennenden Pfades schredte die Frau nicht und bewegte nicht ihr Herz.

Schiffers Kompaß ist ja stets auf die Ferne gerichtet und seiner Seele Ruder Schlag spürt auch entlegene Wasser auf.

Ein anderes war's! In den Krieg mußte der Gatte, in schlimmeres Ringen, als dem gegen Woge und Wind.

An Land war er heute gegangen. Gar vieles war noch zu besorgen vor solchem Wandern.

Lange blieb er aus. Wenigstens schien es ihr so, da jeder Atemzug und jeder Herzschlag wie fiebernd warteten.

So wenig sichere Stunden blieben ihr ja nur noch bis zum Scheiden.

Bis zum Scheiden! Eichenbohlen konnten nicht härter sein, als dies Wort. — Da bog sich das Metall der Falltreppe unter aufsteigenden Schritten.

Die Frau hatte im Sturm der Wogen und Gedanken das Ausfahren des kleinen Ruderkahnes nicht beobachtet.

Der Schiffer kam heim, für wohl viele Tage zum letztenmal heim in sein segelndes Haus auf liebgekommener Flut.

Morgen brauste kein Strom mehr unter seinen Füßen, kein flatterndes Segel über seinem Haupte.

Zu Wegsegeln wurden für ihn die entfaltenen Banner des Krieges, umrauscht vom Brausen der Schlacht.

An Bord stand der Heimkehrende. Wenige Sekunden später war er bei seinem jungen Weibe.

„Spät ist's geworden, Gerta!“ Wie weich machte der rauhe Mann die harte Stimme. Ganz fremd klang es fast.

Die Frau nickte nur. Der Hals war ihr wie zugeschnürt. Eine Sturzwelle schlug vom Herzen empor. Die drängte Tränen hinaus.



Frau Baronin Marie von Ebner-Eschenbach †.

Und von morgen an? Der Schiffer hatte den künftigen Wettermantel abgeworfen und die dreißigjährige Schiffsmaße beiseite gelegt.

Mit guten Augen sah er in seines Weibes weinende Seele hinein und sprach starke, liebe Worte.

Die richteten auf. — Da regte es sich hinter dem halb angelehnten Türchen des schrankähnlich eingebauten Wandbettes. Ein schlaftrunkenes Stimmchen rief: „Vater, Vater, bist du da?“

Der Schiffer trat mit zärtlicher Eile an das Lager. Da ruhte auf kräftig weiß und rotgewürfeltem Kissen ein krausköpfiger blonder Bub. In strammer Forderung streckte er die weißen Arme nach dem Vater aus, dessen Stimme ihn aus lachendem Traume geweckt hatte.

„Vater, du hast mein Segelschiff noch nicht fertig gemacht, und ich will es doch morgen in der Regentonne fahren lassen,“ klagte der Kleine, um gleich wieder weiter zu schlafen.

Der Mann lächelte. Ach ja, das Schiffchen, das hätte er beinahe vergessen.

Das mußte noch fahrtüchtig gemacht werden. Sonst würde in des blonden Buben Seele ein Trübsstreifen des fernen Vaters Bild verbunkeln. Da stand das kleine Fahrzeug. Der Schiffsrumpf war fertig. Die Schiffsrippen prangten in oligem Glanz. Der stolze Name „Adler“ war in starren Buchstaben prächtig schwarz-weiß-rot aufgemalt.

Nur aufgetakelt war das Schifflein noch nicht.

Geduldig saß der Vater auf dem Bettrand und wartete, bis ein paar graue Leinenwandstreifen zurechtgeschnitten waren.

Die spannte er mit hartem Geleht als Segel auf, so herzlich unbeholfen, daß die Frau leise lächeln mußte. Aber er machte es doch ganz naturgetreu richtig, so lange zog und spannte er.

Morgen, wenn er fort war, würde die Träne wohl getrocknet sein, die auf den Boden des Bootes gefallen war.

Der Morgen kam, zuerst bleiern langsam. Das Weh dehnt die Zeit. Dann aber stürmten die letzten Stunden dahin.

Der Abschied! Ein bärtiger Mund küßte zwei weiche Kinderlippen. Ein Vaterherz nahm schlaftrunkenes Kinderstammeln als heiliges Scheidegut mit.

Ein fertiges Segelschifflein mit stramm geraffter Betakelung stand auf hohem Schemel neben dem Bett.

„Gott schütze dich, Gerta, und mache dich stark,“

Ein leises Frauenweinen.

Die Schiffsleiter fiel.

Der kleine Kahn glitt in den Strom. Vom Hochmast her begleitete Lichtglanz den Fahrenden, gedämpfte, grüne Flut.

Der Kahn lief das Ufer an, eilig, als verfolge ihn die Sehnsucht. Fest saßte des Schiffers Fuß den Boden, um dessentwillen er Abschied genommen, den er liebte, als seines Stromes Mutterland. —

Drei Namen.

Französischer Wald! — Vom Kampfe matt, Liegt sterbend in dir manch braver Soldat. Die Sonne, blutrot, geht über dir auf, Die Toten bestrahlend in Glid und Hauf. Und läßt sie doch alle leblos und kalt, Die toten Helden im Totenwald!

Französischer Wald! — Die Besten sind tot, Sie fielen im Morgen- und Abendrot. Sie ließen auf Erden ihr Liebste zurück, So viel an Sonne, so viel an Glück. Du machtest daheim die Herzen so kalt, Du blutigumstrittener Witwenwald!

Französischer Wald! — Im Kampfe dir hat Drei Namen gegeben der deutsche Soldat. Von blutigen Opfern, von Qual und Pein, Von heißem Beten und heißerem Schrein Erzählt der dritte, wenn donnernd hallt Das Lied der Granaten im Priesterwald!

Gaus Janson.

Unsere Bilder.

Eine neue Kirche in Warschau. Vor kurzem fand in Warschau im Weisem des Generalgouverneurs von Vesseler und anderer hoher Persönlichkeiten die feierliche Einweihung der katholischen St. Heinrichs-Kirche auf dem Sachsenplatz statt. Es ist dies die vor kurzem erbaute russische Kathedrale, ein Prachtbau mit sieben Kuppeln, die erst vor einiger Zeit von den Russen errichtet wurde und den nun die deutsche Regierung in eine katholische Pfarrkirche umwandelte.

Frau Baronin Marie von Ebner-Eschenbach †. Die bekannte Schriftstellerin Marie Ebner von Eschenbach ist am 12. W infolge Herzschlages gestorben. Sie war am 13. September geboren. Ihre Werke gehören zu den gelesensten der Ger-

Sprüche.

Wer mit Dieben umgeht, lernt bald fehlen.

Ein fauler Apfel macht schnell,
Daß faul wird sein Gefell'.

Russen und Finnen. Die Zeiten, in denen einem russischen Gelehrten die Ueberzeugung von der slawischen Abstammung seines Volkes eingepreßt wurde, liegen verhältnismäßig noch nicht so weit zurück; das unglückliche Opfer war (im Jahre 1749) der Sekretär der russischen Akademie der Wissenschaften in Petersburg A. Trediatowsky. Seitdem Peter der Große die Kultur des Westens auch in Rußland einzuführen begonnen hatte, erschien es seinen Nachfolgern auf dem Throne unwürdig, über ein Volk zu herrschen, dessen Wiege im Innern Asiens, unter Mongolen und Tataren gestanden habe; sie wollten nicht nur selbst „vornehmer“ sein, als ihre Ahnen waren, sondern auch über ein „vornehmeres“ Volk herrschen, als es die Varen vergangener Jahrhunderte beherrscht hatten.

Als nun im Jahre 1749 ein deutscher Gelehrter, Müller (zugleich Mitglied der Petersburger Akademie), in seinem Buche „Origines gentis et nominis Russorum“ die finnisch-tatarische Abstammung der Russen zu beweisen versucht hatte, befahl die Kaiserin Elisabeth, den Gelehrten sofort in Haft zu nehmen, und dem Sekretär der Akademie Trediatowsky, der die Ansicht Müllers für begründet erklärt hatte, hundert Knutenhiebe zu erteilen. Aus Furcht vor politischen Verwicklungen wagte es die Zarin nicht, sich an dem deutschen Gelehrten tödlich zu vergreifen, aber sie ließ an ihn die Frage richten, ob er seine Haft auf unbestimmte Zeit verlängern oder zugeben wolle, daß die Russen von den Roxolanen abstammten, einem sagenhaften Volke, das der Ueberlieferung zufolge schon vor Christi Geburt ruhmvoll gegen den an den Ufern des heutigen Schwarzen Meeres wohnenden König Mithridates von Pontus gekämpft habe. Müller, dem der Aufenthalt in einem russischen Gefängnis wenig behagte, erklärte sich mit der Ansicht der russischen „Forscher“ einverstanden, obwohl er bis dahin von dem sagenhaften Volksstamme noch nichts gehört hatte, und verließ bald darauf, aus der Haft entlassen, die unglücklichen Nachkommen der Roxolanen.

Auch Katharina II. wies die Lehre von der finnisch-tatarischen Abstammung der Russen mit Widerwillen zurück. In der kaiserlichen Bibliothek in Petersburg wird noch heute das Manuskript eines Lehrbuches aufbewahrt, in dem aus dem Wert

von Stritter „Populi antiquae Russiae“ die Behauptung übernommen war, daß sich die Russen auf einen finnischen Ursprung zurückführen ließen. In einer eigenhändigen Randbemerkung hat Katharina beigefügt, daß die Russen zwar kein rein slawischer Volksstamm seien, daß aber allezeit Freundschaft zwischen Russen und Slawen bestanden habe. Es sei ein Verbrechen, mit Stritter sagen zu wollen, daß die Russen von den Finnen abstammten. „Der Abscheu, der einen Russen bei dem bloßen Gedanken ergreift, mit einem Finnen einen gemeinsamen Ursprung zu haben, ist der beste Beweis dafür, daß wir, im Gegensatz zu der Ansicht des Herrn Stritter, mit den Finnen keinerlei Berührungspunkte besitzen.“

Wie Blücher über Denkmäler dachte. Als Mitte Dezember 1815 die medlenburgischen Stände zum Landeskonvent in

Denkmal fühlen muß, doch wohl eigentlich nur der Nachwelt die Entscheidung über das Geschehene gebührte. Genehmigen Sie, meine hochzuachtenden Herren, die Versicherung der innersten Hochachtung, womit ich die Ehre habe, mich zu unterzeichnen Ew. Hoch- und Hochwohl- und Wohlgebornen treu gehorsamster Freund und Diener Blücher. Berlin, den 8. Februar 1816.“ — Wenn diese Antwort der schlichten Art des Helden der Befreiungskriege gewiß ein schönes Zeugnis ausstellt, so darf doch nicht außer acht gelassen werden, daß zur Zeit, wo seine Vaterstadt das Denkmal zu errichten sich anschickte, diese Art der Ehrung durch seinen Weltruhm sicherlich bereits wohl begründet war. Drei Jahre später wurde das Denkmal errichtet; es stammt von Schadow's Meisterhand.



Der deutsche Schulmeister verlengnet sich nie.
Er bleibt seinem Berufe auch in Frankreich treu.

Rostock versammelt waren, sandten sie dem Fürsten Blücher zum Geburtstag — 16. Dezember — aus dessen Vaterstadt herzliche Glückwünsche mit der Benachrichtigung, daß ihm in Rostock ein Denkmal errichtet werden solle. Unterm 8. Februar 1816 antwortete Blücher von Berlin aus, wo er nach längerer Reise Ende Januar vom Westen her eingetroffen war, folgendes: „Stets ist es für mich ein überaus angenehmes Gefühl gewesen, durch dasjenige, was mich die Vorsehung in den letzten verhängnisvollen Jahren ausführen ließ, auch das Wohl Medlenburgs, meines geliebten Vaterlandes, zu begründen. Daß meine Landsleute immer den wärmsten Anteil an meinem Ergehen nehmen, davon bin ich vielfältig überzeugt worden. Auf's neue finde ich den redendsten Beweis in Eurer Hoch- und Hochwohl- und Wohlgebornen mir so werten Zuschrift vom 16. Dezember v. Js., jedoch kann ich nicht umhin, mir die Bemerkung zu erlauben, daß man das Wenige, was ich zu leisten imstande war, zu hoch in Anrechnung bringt, und daß, so geehrt ich mich auch durch das mir in meiner Vaterstadt Rostock zu errichtende

Denkmal jenes Herrn?“ — Taschendieb: „Seine Geldbörse hab' ich besser 'reingesteckt, weil's so weit herausfah'!“

Der kleine Diplomat. Onkel: „Nun, Fritz, ist der Herr Lehrer mit dir zufrieden?“ — Fritz: „Aber, Onkelchen, mer derf doch nicht aus der Schule schwäge!“

Das genügt. Arzt (zum Patienten): „Sie müssen viel mehr an die Luft. Was haben Sie denn für eine Beschäftigung?“ — Patient: „Ich bin Militärslieger!“

Rätsel.

Wo man baut, wo's nur zur Höhe strebet,
Immer bin als Werkzeug ich zur Hand.
O wie paßt mein Name für den Dichter,
Der so innig tief Natur und Leben
Zu erfassen, zu erhöhen verstand!

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Dr. No.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gelegt vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur
T. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. heraus-
gegeben von F. Fiedel & Koenen, Essen (Ruhr).